

Nr. 191. Bromberg, den 24. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von Konrad Beste.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er stand auf und ging in den hinteren Garten, unter den breiten Schatten der alten Obstbäume. Sie lehnten ihre Kronen nicht mehr an das Fachwerk des Bauernhauses, in dem er geboren war, sondern an die neuen Backsteinwände, aus denen ihm ein Dutzend Fensterhöhlen entgegengrinsten . . . Fremde, leere Höhlen, darin er vielleicht in wenigen Wochen fremde Gesichter von Städtern erblicken würde, aus denen fremdes Lachen erklingen würde, so wie fremde Gier nach Genuß seinen Garten durchrasen würde. Und er selbst würde da sein als Diener dieser Menschen den langen, lauten Tag über, und es würde nicht die Stille eines bäuerlichen Abends diesen Lärm entsühnen, und in der Nacht, die allem dem folgte, würde er der Mann der Wolpers Marie sein . . .

Er lehnte seinen breiten Rücken an den rissigen Stamm eines Birnbaums, schloß die Augen, blieb starr so stehen. Er lauschte nach dem Hofe hin: sonst war um diese Stunde das warme, leise Brummen der von der Weide heimgekehrten Kühe aus dem Stall zu hören, das Singen und Pfeifen der melkenden Magd — heute hörte er nichts. Heute wehte er ihn nicht an, dieser Atem des Abends, der ihn seinen Besitz immer neu in der Tiefe der Seele empfangen lehrte, so daß er befriedet in die Nacht ging und als ein ganzer Mensch aus ihr hinaus in den neuen Morgen fand. Er spürte in dieser Stunde mit schmerzhafter Klarheit, was eigentlich das Wesen und die Seele des frommen Bauern war — diese tiefe unlösliche Einheit von Hof und Herz, von Land und Leben . . . Er kannte ein paar Bauern, die sich um ihren Hof gebracht hatten — das waren die traurigsten Geschöpfe geworden, die auf der Erde umherirrten. Der eine hatte eine Familie von sechs Köpfen mitgenommen, als er vom Hof mußte — das war schlimm, daß die Frau eine Stelle als Magd annehmen mußte in ferner Gegend, daß sie wie eine verkaufte Sklavin von ihren Kindern gerissen und in die härtesten Dienste der Welt geschickt wurde, daß die Kinder zu mitleidigen Leuten ausgegeben wurden . . . Aber das Schlimmste war, wie der Mann nun umherlief, der Bauer, der niemanden über sich gekannt hatte als den Gott seiner Väter und seines Hofes . . . Das war das Schlimmste, wie er von Haus zu Haus gelaufen war mit irrenden Augen, mit einem schrecklichen Anzug von halbem städtischen Schick, wie er da an die Türen gepocht hatte, um als Versicherungsagent die Leute zu überreden mit seiner so wenig geübten Zunge — Herr des Himmels, das war schlimm . . .

Cordes Ferdinand blieb noch eine Weile bewegungslos an seinen Stamm gelehnt stehen, dann ging er und mit einmal war er im Kuhstall, in dem es nichts zu sehen gab als die leeren prächtigen Krippen, die Wasserleitungsröhren der Selbsttränkanlage und die riesigen Kontakte für den elektrischen Melkmotor . . . Er setzte sich auf den Betonrand zwischen zwei Krippen und horchte in den leeren Stall hinein, lange saß er und horchte und hörte nichts als seinen eigenen Atem . . .

Wolpers Vater und Mariechen fuhren auf Bollmoors Hof. Die hundert Eichen rauschten mit ihrem jungen Grün und ihr dichter Schatten breitete sich über das große, gastlich geöffnete Tor der Däle. Im Tor stand Bollmoors Frau und lächelte lieblich. Ihr Haar hatte sich gelöst und eine Strähne winkte munter im Wind wie zur Begrüßung der Gäste. Sie erwartete die lieben Verwandten mit Freuden, sie hatte gerüstet für diesen Besuch. Sie hatte geholt, was Keller und Rauchkammer bargen, sie hatte den Tisch bereitet und sie hatte auch für Gesellschaft gesorgt. Ja, sie hatte noch einen Gast geladen, eine liebe, nicht eben sehr pfiffige, aber recht ansehnliche Frauensperson, eine wohlbegüterte Frau hatte sie eingeladen — die Witwe Hermine Pahlmann, die Schwester von Cordes Mutter.

Pahlmanns Hermine war schon auf den Nachmittag von Bollmoors geladen worden, denn Bollmoors Frau hatte Grund, jemanden zum Kaffe zu bitten. Es hatte sich nämlich gefügt, daß sie backen mußte — mußte, ganz einfach aus dem Grunde, weil zuviel Butter im Hause war, die der Händler nicht abgeholt hatte. Da mußte sie doch als gute Hausfrau den Überfluß verwerten und was blieb ihr schließlich übrig, als zwei Platten Kuchen zu backen, zumal nun einmal der Sonntag vor der Tür stand: einen Kuchen mit köstlicher goldbrauner Bienenstichkruste und einen mit Zuckerbelag. Und da sie nun einmal gezwungen gewesen, zu backen, was lag da näher, als einen lieben Gast zum Kuchen zu bitten, und welcher Gast wäre Bollmoors Frau wohl lieber gewesen als Pahlmanns Hermine, die Nachbarin, mit deren Garten ihre Hausweide unten zusammenstieß . . .

Hermine kam und kostete den Kuchen, lobte ihn über die Maßen und Bollmoors Frau sprach:

„Wie gut, daß ich ihn gebacken habe. Das war, als ob es so hätte sein sollen mit der vielen Butter im Hause . . . Denk an: heute morgen kriege ich Nachricht, daß mein Kusin Georg Wolpers aus Amelingen mit seinem Mädchen nach Kleindahle kommt. Sie kommen wegen Cordes Ferdinand, wie du wohl weißt, und hernach wollen sie auch zu mir kommen. Da hätte ich nun rein gar nichts Gebackenes im Hause gehabt, wenn der Händler nicht ausgeblieben wäre . . . Sonst schelte ich immer, wenn mir die Händler die Butter und die Eier nicht abholen und heute bin ich froh darüber. Nun nimm an, Hermine."

Hermine nahm an. Sie war eine üppige Frau, vom Schimmer der letzten Blüte noch eben überhaucht, bescheiden und still, ja, von einer etwas ängstlichen Gemütsart, die in den langen Jahren ihrer Witwenschaft fast bis zur Menschenscheu sich entwickelt hatte. Zwei Heiratsgeschäfte hatte sie abgelehnt in den letzten Jahren, nachdem sie als Vierzigjährige einmal verlobt gewesen war und häßliche Erfahrungen mit einem geldgierigen Einheirater gemacht hatte, der sich schon vor der Ehe eine gehörige Summe hatte verschreiben lassen wollen.

„Für dich wäre ein begüterter Witwer das Rechte . . .", hatte Vollmoors Frau damals zu Pahlmanns Hermine gesagt, „meine selige Mutter sagte immer: „gleiche Höfe, gleiche Herzen" . . . das war eine kluge Frau."

An diesem Nachmittage tranken die Witwen Vollmoor und Pahlmann Kaffee in der Gesellschaft des jungen Ehepaares, das Vollmoors Frau um sich erdulden mußte. Es kam die Rede auf Ferdinand und seine kühnen Pläne, die insbesondere der Bruder mit einem nicht gar zu deutlichen Schimmer hämischer Überheblichkeit erörtete.

„Gewarnt hat ihn mancher . . .", sagte er, „aber er ist ja nun mal klüger als wir einfältigen Bauern . . . Er muß ja wissen, wo er den Mut her nimmt, so viel zu wagen . . ."

„O —", sagte die Witwe Vollmoor, „das kann er wohl wagen. Ich selbst habe ihm ja Geld gegeben, weil ich weiß, daß sein Wagemut richtig ist."

„Woher willst du denn das wissen?"

„Das neue Gasthaus wird sich doch bezahlt machen . . ."

„Und wenn es das nicht tut?"

„Nun, er wird ja auch gut freien."

„Und wenn das nicht glückt . . .?"

„O — er hat ja auch, soviel ich weiß, noch seine Tante Hermine."

„Ach so — die soll ihm ihren Hof verschreiben, damit er den auch noch hineinreißt in seinen Riskant . . . Und die Tante sitzt dann da und wischt sich den Mund."

Die Tante öffnete langsam den Mund, schreckliche Möglichkeiten dämmerten ihr plötzlich.

„Aber das Altenteil . . .", stotterte sie, „ich kriege doch immer noch mein Altenteil . . . Das kann mir ja kein Mensch nehmen . . ."

„Nein, natürlich nicht, Tante . . . Bloß, es kann dir dann schließlich von einem fremden Besitzer gegeben werden, der dich mit übernimmt wie eine lebendige Hypothek und dir bei jedem Ei, was er dir hinzählen muß, die Pest an den Hals wünscht . . . Hypotheken will doch jedermann gern loswerden. Die Hölle auf Erden kann so ein Altenteil sein . . ."

Hermine wimmerte kurz auf, sie blickte der Reihe nach Vollmoors Frau, Ernst und Sophiechen an. Alle schwiegen.

„Mein Himmel . . .", sagte endlich Vollmoors Mutter langsam, nachdenklich und ernst, „meinst du wirklich, Ernst, daß es einmal so kommen könnte . . .? Glaubst du das wirklich? Das wäre ja furchtbar für Pahlmanns Hermine . . ."

Der Schwiegersohn zuckte die Achseln:

„Jeder gescheite Mensch muß selber wissen, was er tut . . . Ich jedenfalls lasse mich jetzt schleunigst abfinden, ehe der Bruder noch größere Dummheiten macht . . . Der macht ja, was er will, der Vater hat keine Macht mehr über ihn. Du bist schließlich auch gesichert, Vollmoors Mutter, und was andere ausgewachsene Menschen machen, müssen sie selber ausbaden."

Es gab an diesem Kaffeetische einen ausgewachsenen Menschen, der zwar im allgemeinen nicht zu den Gescheitesten gezählt wurde, der aber immerhin klug genug war, zu begreifen, welche Gefahren ihm hier drohten . . .

„Was soll ich denn machen . . .?" jammerte Pahlmanns Hermine, „ich dachte, ich könnte auch mal meine Ruhe kriegen, und ein so fettes Altenteil hatte er mir zugesagt . . . Ich habe erst wieder meinem Verwalter aufsagen müssen, weil er fünfundsechzig Zentner Roggen auf eigene Rechnung an Henneiken Eduard verschärft hat, und die kleinen Leute kommen immer mit der Pacht nicht über . . . Ich wollte da endlich mal nichts mehr mit zu tun haben . . ."

Cordes Ernst wurde es überdrüssig, diese Unterhaltung fortzuführen. Er war die ein wenig giftige Saat seiner Zweifel losgeworden, er hatte schließlich nicht die Absicht, das Gedeihen dieser Saat persönlich zu fördern und zu überwachen. So schlug er seiner Frau einen Gang auf die neuen Weiden vor, die ihr Entstehen der auch in diesem Jahre unermüdlich regen Kultivierungsarbeit Julia Vollmoors verdankten.

Die beiden Witwen blieben allein.

„Ich wollte auch endlich meine Ruhe haben . . .", jammerte die Witwe Pahlmann bald wieder los.

„Du wirst schon das deine kriegen . . .", sagte Julia und legte ihr neuen Kuchen vor, „sieh mal hier, da ist ein Stück, das gerade für dich recht ist, dünner Teig und dicke Zuckerkruste, probier mal . . . Nein, was das betrifft: Ruhe . . . Du bist doch eine gesunde, stattliche Frau und redest immer nur von Ruhe . . . Du mußt einen haben, der für dich sorgt, aber nicht so einen Jungen . . . Wenn ich Ernst so reden höre, kommt mir auch der Gedanke, daß das nicht das Richtige für dich ist. Siehst du — du denkst an dein Alter, das noch gar nicht da ist und verläßt dich auf einen Jüngeren. Aber am Ende wäre es besser, du dächtest an deine Jugend, die noch gar nicht weg ist, und verließest dich auf einen Älteren. Das wäre wohl ein besseres Rezept . . ."

Die Witwe Pahlmann war in einen Zustand grenzenloser Verwirrung geraten, der ihrem bescheidenen Verstande nicht gestattete, den ganzen Sinn der Vollmoorschen Worte zu begreifen. Ihr dumpfes Bedürfnis nach Hilfe schlürfte sich irgend einen dunklen und ungewissen Trost aus diesen Worten heraus, irgend etwas Gutes und Heilsames . . . Vollmoors Frau war doch eine kluge, eine grundgescheite Person, der weiseste Mensch im Dorfe . . .

„Was denn . . ., wen denn . . ., wie denn . . . wo denn", stammelte sie.

„Sei nur ganz ruhig, Hermine. Ich weiß ja auch nicht, was und wen und wie und wo. Ich kam nur eben so auf diese Gedanken, als ich unsern Ernst reden hörte. Laß nur — meinst du nicht auch, daß jeder Mensch das kriegt, was ihm bestimmt ist . . .? Und übrigens mußt du dir immer mal wieder sagen, daß nicht alle Männer Mitgiftjäger und hungrige Einheirater sind."

Nein — es gab auch andere Männer! Es gab zum Beispiel einen prächtigen, einen gutmütigen und wohlbeleibten Hofbesitzer namens Georg Wolpers, der über ein schönes Anwesen und soviele tausend Taler verfügte, daß er zehntausend seiner Tochter als Mitgift geben konnte . . .

Dieser durchaus nicht habgierige Mann erschien bald darauf mit seiner Tochter in der Stube. Er war sehr erstaunt, die stattliche Witwe Pahlmann hier vorzufinden, die Tante des von ihm als Eidam in Aussicht genommenen angehenden Vollhöfners Cordes Ferdinand. Er war erstaunt, aber er zeigte sich gar nicht unangenehm berührt, denn die stille, ein wenig hilflose und lieblich verschüchterte Frau hatte außer ihrem Brinksitzerhofe noch die gute Eigenschaft, ihn bald zur Entfaltung seiner besten Laune und seiner hilfsbereiten männlichen Klugheit herauszufordern. Ach Gott — er kam sich mit seinen achtundfünfzig Jahren plötzlich wieder wie ein junger Mann vor, auf den eine Frau angewiesen ist, eine ganz bestimmte Frau, die ohne ihn eben sehr einsam sein würde . . . Und Hermine blickte ihn jedesmal eifriger an, wenn er zu ihren unversehens erwähnten Schwierigkeiten das rechte verständige Wort zu sagen wußte . . .

Hernach, als der Obstwein zur Vesper aufgetischt war, erschien dem dicken Wolpers das Zusammensein noch viel angenehmer und er war gar nicht einmal böse, als Vollmoors Frau seine Tochter zu einer Besichtigung ihres Gartens einlud . . . Er verlebte eine schöne, eine glücklich verjüngende Stunde mit der Witwe Pahlmann und war ganz erstaunt, als er bei einer flüchtigen Bewegung seiner linken Hand feststellte, daß sein Schädel eine stattliche Glatze aufwies, indessen die ruhende Rechte ebenso verwundert von einem erheblichen Schmerbauch sich plötzlich löste . . .

Er war übrigens nicht weniger erstaunt, als ihm hernach auf der Heimfahrt die Tochter nach anfänglichem Schweigen erklärte:

„Also das mit Cordes Ferdinand, das wird wohl nichts werden . . . Vollmoors Frau hat mir eben allerhand über Ferdinand erzählt, was sie selbst jetzt erst erfahren hat und was mir gar nicht paßt. Der Bengel stellt jeder Magd nach . . . Ich weiß jetzt auch, warum die keine Kühe haben anschaffen können — nee, den freie ich nicht."

„Sososo . . .", sagte der Alte schnell gefaßt, „soso . . . Na, wenn du den Neffen nicht nimmst, kann ich ja die Tante nehmen . . ."

Sie sperrte den Mund auf, sie wollte vielleicht auch etwas sagen, aber jede mögliche Antwort erstarb in dem lauten Peitschenknall, mit dem ihr Vater die Rappen plötzlich antrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter-Soldat des Großen Königs.

Zum 175. Todestage Ewald von Kleists.

Die Niederlage bei Kunersdorf am 12. August 1759 war für Friedrich den Großen nicht nur ein militärisches und politisches Unglück, sie beraubte ihn auch persönlich eines getreuen Offiziers, der in seinem Offizierkorps eine besondere Rolle einnahm. Der Bildungsstand der damaligen Offiziere war den Zeitläuften entsprechend nicht allzu hoch. Sie waren tapfer und diszipliniert und schlugen für ihren König ihr Leben täglich von neuem in die Schanze. Daß sie für die Wissenschaften und Künste weder viel Zeit noch große Neigung besaßen, wird man ohne weiteres begreifen.

Dennoch fand sich unter dem Offizierkorps eine ganze Anzahl gebildeter, höheren Interessen zugänglicher Männer, weit mehr als in jedem anderen europäischen Heere. Viele von ihnen hatten vor ihrem Eintritt in die militärische Laufbahn die Universität besucht. Aber einer der begabtesten und edelsten dieser geistig hervorragenden Köpfe, Ewald Christian von Kleist, hat sich wiederholt darüber beklagt, daß es unter seinen Kameraden fast wie eine Schande angesehen wurde, wenn ein Offizier auch ein Dichter war. Allerdings war gerade Kleist am ehesten dazu berufen, eine solche Klage auszusprechen. Er verfügte über eine starke dichterische Begabung, die durch Gleim und später durch Rammler geweckt und gefördert wurde. Kleist war in dieser Zeit schon Offizier. Er war am 7. März 1715 auf dem väterlichen Gut Zeblin bei Köslin in Pommern geboren. Er besuchte das Gymnasium in Danzig und die Universität in Königsberg. Zunächst trat er 1736 in die dänische Armee ein, Friedrich II. reklamierte ihn jedoch nach seinem Regierungsantritt als preußischen Untertan und ernannte ihn zum Leutnant beim Regiment des Prinzen Heinrich. Die beiden ersten schlesischen Kriege machte er mit Auszeichnung mit, 1749 wurde er zum Stabskapitän ernannt und erhielt 1751 eine Kompanie. Von Juni 1752 bis Februar 1753 führte er eine Werbungsreise durch die Schweiz aus, wodurch er in nähere Fühlung mit Bodmer und Geßner kam. Diese beiden literarischen Größen ihrer Zeit nahmen sich des preußischen Dichter-Soldaten außerordentlich an, zumal sie von seiner Begabung geradezu begeistert waren 1756 wollte er nach einer schweren Krankheit sich einer Kur in Freienwalde unterziehen, als der Krieg ausbrach und er mit seinem Regiment ins Feld ziehen mußte. 1757 wurde er Major im Regiment von Hauß. Doch da seine Gesundheit stark angegriffen war, wurde er zum Leiter eines großen Feldlazaretts in Leipzig ernannt. Hier lernte er Lessing kennen, mit dem er bald aufrichtige und innige Freundschaft schloß. 1758 zog er mit dem Korps des Prinzen Heinrich wieder ins Feld. In der Schlacht bei Kunersdorf stürmte er mit seinem Bataillon eine russische Batterie. Er wurde an der rechten Hand verwundet, er nahm den Degen in die Linke und stürmte weiter vor, als ihm drei Kartätschenkugeln das rechte Bein zerschmetterten. Vom Blutverlust ohnmächtig blieb Kleist die ganze Nacht auf dem Schlachtfeld liegen. Kosaken plünderten ihn aus. Auf Veranlassung russischer Offiziere wurde der Schwerverwundete nach Frankfurt a. O. gebracht, wo er jedoch am 24. August verstarb. Die Russen bestatteten ihn mit allen militärischen Ehren.

Ewald von Kleist war nicht nur ein ausgezeichneter Soldat, sondern vor allem auch ein edler Mensch mit einem reinen Gemüt. Dieses spiegelt sich vornehmlich in seinen Poesien. Am bekanntesten ist sein beschreibendes Gedicht „Der Frühling“ geworden, in dem die Naturschilderungen in bildkräftiger Sprache geformt sind. Ein kleiner in fünffüßigen Jamben geschriebener kriegerischer Roman „Cissides und Paches“ läßt bereits den Einfluß Lessings erkennen. Weiter hat er Fabeln, Idyllen und Hymnen verfaßt. Rammler gab 1760 seine dichterischen Werke in zwei Bänden heraus.

Der König schätzte Kleist wegen seiner „Ode an die Preußische Armee“, die bereits 1757 entstanden war. Bei der bekannten Einstellung Friedrichs des Großen gegen die deutsche Literatur ließ er jedoch seinem Major nicht die Ehren als Dichter, die Kleist in Wirklichkeit gebührten, zukommen. Das hat ein anderer Großer im Reiche des Geistes getan: Lessing. Er gab dem Major Tellheim in „Minna von Barnhelm“ die Charakterzüge seines Freundes Kleist, wodurch er ihm ein unsterbliches Denkmal gesetzt hat.

R. K.

Mit dem weißen Segel!

Von D. Karl Hesselbacher.*)

Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Psalm 121, 2

Die Griechen haben von dem jungen Helden Theseus erzählt, der nach Kreta fuhr, um dort im Labyrinth mit dem Ungeheuer Minotaurus zu kämpfen. Als er schied, war sein Vater Aegeus voll bitteren Wehs um den herrlichen Sohn. Ob er den furchtbaren Streit bestehen werde? Ob er unter den Stößen des schrecklichen Stiermenschen erliegen müsse? Er befahl, daß das Schiff bei der Rückkehr ein weißes Segel aufziehen müsse, wenn Theseus gesiegt habe. Aber wenn er gefallen sei im Kampf, so solle das Schiff dasselbe schwarze Segel tragen wie bei der Abfahrt. Denn allemal, wenn dies Schiff, das die Todesopfer nach Kreta trug, abstieß vom Land, wurde ein schwarzes Segel gehißt zum Zeichen der Trauer Athens um seine hingemordete Volksjugend.

Theseus siegte im Kampf mit dem grauenvollen Gegner. Jubelnd fuhren die Genossen mit ihrem jungen Helden zurück. Aber sie vergaßen, das Segel zu wechseln. Das schwarze Segel blähte sich im Fahrtwind.

An der südlichsten Spitze des Vorgebirges, an dessen Fuß die Stadt Athen liegt, saß der greise Vater Tag um Tag und spähte weit hinaus auf das Meer nach dem Schiff. Endlich — am Horizont taucht es auf. Er legt die Hand vor die Augen. Welche Farbe trägt das Segel? Ach, es ist schwarz! Der Sohn ist tot. Da kann er nicht länger leben: Er stürzt sich ins Meer. Und der heimkommende Sohn, der den Vater in die Arme schließen will in hellem Jubel, muß dem Unseligen, dessen Leib die Wellen ans Land tragen, die Totenfeier halten!

Vergessen, das Segel der Trauer abzutun! Vergessen, Segel der Siegerfreude aufzuziehen! Wie kann man das? Ich habe, als ich zum ersten Male diese leidvolle griechische Sage von meinem Vater erzählen hörte, das nicht begreifen können. Mußte das nicht das allererste sein nach dem Sieg, daß die weiße Leinwand gespannt wurde? Drängte nicht der Jubel und der Dank ganz von selber dazu?

Heut weiß ichs besser. Denn heute weiß ich, daß ein schwarzes Segel eine unheimliche Macht hat. Wenn ein Schiff einmal ein schwarzes Segel trägt, ist es wie ein schwermütiges Gesetz, daß dieses Segel bleiben muß. Man denkt nicht daran, es wegzutun. Man steckt noch so sehr drin in dem vorigen Leben des Leides, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, dies schwarze Segel zu entfernen. Wir Menschen gehen unglaublich lang unter dem finsteren Schatten des Schmerzes. Noch lang, wenn der Schmerz verschwunden ist, sind wir unter seiner Herrschaft. Er hält einen fest mit eisernem Griff.

Das ist verhängnisvoll. Denn davon kommt es, daß wir uns einer neuen Freude, die uns geschenkt wird, nicht so von Herzen hingeben können, wie das not wäre. Ich weiß noch, wie ich einmal mit einer Freudenbotschaft in eine verhärmte Familie habe eintreten dürfen. Sie hatten so viele Sorge tragen müssen. Alles war ihnen verkehrt gegangen. Da endlich bekam ihr ältester Sohn, um den ich mich bei einem einflußreichen Mann gemüht hatte, eine Stelle. Es geschah gegen mein eigenes Erwarten. Denn als ich für den jungen Mann gebeten hatte, war ein Achselzucken die Antwort gewesen. „Sie wissen, lieber Herr Pfarrer, wie schwer es heutzutage ist . . .“ Ich las in dem höflichen Wort das Bedauerns eine Abweisung. Und jetzt war es doch gelungen. Ich hielt den Brief in der Hand, den mir der mächtige Mann geschrieben hatte, und streckte ihn der Mutter des Schützlings entgegen: „Da sehen Sie!“ Sie las — und ich hoffte auf

*) Mit Genehmigung des Verlages bieten wir hiermit den Auszug einer vielversprechenden Titelbetrachtung des soeben erscheinenden neuen Büchleins von D. Karl Hesselbacher, das sich unseren Lesern durch diesen Vorabdruck von selbst empfehlen wird: „Mit dem weißen Segel!“ (12 Betrachtungen. 98 Seiten Oktav. Stiftungsverlag, Potsdam. Fein kartoniert RM. 1,20.).

einen Jubelruf. Oder auf ein „Gott sei Dank". Oder auf einen Freudenblitz aus den Augen. Merkwürdig! Nichts dergleichen. Keine Miene änderte sich in dem leidendurchfurchten Gesicht. Als ich etwas betroffen fragte: „Freuen Sie sich denn gar nicht?", schaute sie mich eine Weile an. Dann streckte sie mir die Hand entgegen: „Verzeihen Sie! Wir sind Ihnen ja so viel Dank schuldig. Aber ich glaube, wir können uns gar nicht mehr freuen. Wir sehen hinter allem schon den Mißerfolg und die Enttäuschung. Und darum haben wir uns das Freuen abgewöhnt!" Mir war, als ginge ich mitten im Sommer auf lauter Eis . . .

Daß man sich nicht mehr freuen kann, weil man hinter allem, was einem beschert wird an Liebem und Lichtem, schon wieder die Zerstörung sieht! Wie einer, der jede Rose am Strauch darauf ansieht, wie bald sie verwelkt sein wird, und jeden Apfel nach dem Wurm untersucht, der ihn zerfressen wird!

Aber so sind wir Menschen! Maßlos in dem Jubel — maßlos in dem Weinen. Und darum maßlos in der Sorge und in der Angst. Leute, die hin und hergeworfen werden von ihren bösen Geistern, die sie umtreiben. Überwunden, statt Überwinder!

Das schwarze Segel einzuziehen vergessen wir wenn wir eine lange Fahrt damit gemacht haben.

Heute ist dies, dünkt mich, wieder die Art vieler in unserem Volk: Daß man sich nicht freuen kann über die Errettung, die uns geschehen ist, aus viel Finsternis und Schrecken. Über den starken Auftrieb, den unser ganzes völkisches Leben erhalten hat. Wir ziehen das schwarze Segel nicht ein, sondern bangen und sorgen nach wie vor. Es ist ein Raunen der Sorge bei den einen: „Wird es gelingen, das Werk durchzuführen? Beginnen ist leicht, aber durchführen ist schwer!" Die anderen sorgen: „Die Aufgabe ist zu groß — sie übersteigt die Kräfte eines Menschen, und sei er der bedeutendste und mächtigste! Einmal wird auch der Tapferste erlahmen an dem Übermaß dessen, was von ihm gefordert wird!" Und wieder einer: „Das deutsche Volk muß nach seinem Aufstieg immer wieder hinunter in den Abgrund. Das ist sein tragisches Schicksal!" Und noch einer: „Wer sieht die Unheilsmächte, die im verborgenen am Werke sind und alles unterhöhlen, was Neues und Großes geschaffen wird? Sie brechen eines Tages hervor und werfen alles in Schutt und Asche!" Ach, die vielen, die ihr schwarzes Segel nicht vom Schiff nehmen können!

Aber man liest in den Augen die Schrift der Verzagten: „Freuen? Man wagt es nicht mehr, sich zu freuen! Man hats verlernt!" — Darum will ich davon sprechen, was die tiefste Not des schwarzen Segels ist: Das ist die Gedankenlosigkeit! So wie dort auf der Meerfahrt von Kreta nach Athen, so auch heute. Die Gedankenlosigkeit, die nicht ernstmachen kann mit dem Glauben an die Gotteswunder, die an unserem Volke geschehen sind. Die Gedankenlosigkeit, die es nicht fertigbringt, endlich einmal ernst zu machen mit dem lebendigen Gott. Wie oft hat man gesagt: „Wenn man es doch einmal erleben dürfte, daß Gott an uns ein Wunder tut! Dann würde man wieder glauben können!" Nun ist dies Wunder geschehen. Mit Händen zu greifen und mit sichtbaren Augen zu sehen. Und doch bleiben die Köpfe gesenkt und heben sich nicht froh zum Himmel empor?

Weg mit dem schwarzen Segel — aufgehißt das weiße Segel! Das Segel der Frohen, die etwas davon zu singen und zu sagen wissen, was einst der Dichter des 126. Psalmes sang: „Der Herr hat Großes an uns getan — des sind wir fröhlich!" Und weil er Großes an uns getan hat, darum wollen wirs ihm zutrauen, daß er uns nicht wieder in die Not hinunterstürzen lassen wird, sondern sich zu uns stellen und uns weiterführen in die Höhe, zu der er uns berufen hat.

Wirklich — das müssen wir ihm zutrauen. Es liegt so unendlich viel daran, daß in einem ganzen Volk das rechte Vertrauen groß wird. Nicht bloß auf einen Menschen, und sei er der Größte und Herrlichste, sondern auf den, der hinter ihm und über ihm steht und der durch ihn seine Taten vollbringen will. „Hättet ihr Glauben, so groß wie ein Senfkorn, ihr würdet zu diesem Berg sagen, „heb dich auf und stürz dich ins Meer", und er würde es tun!" Das Wort gilt heute, wie es noch nie gegolten hat. Aus diesem Glauben heraus würden wir Taten vollbringen, wie in den größten Zeiten unserer Geschichte. Oder soll es noch einmal heißen wie einst im Jahre 1916, da einer unserer Heerführer aus dem Osten uns schrieb: „Wir hier draußen spüren, daß in der Heimat nicht mehr so viel gebetet wird!"? Sollen wieder die Glaubensmattheit und der Kleinmut und die Nörgelsucht und die Ungeduld ihre verhängnisvolle Rolle spielen und alles vernichten, was an Saat herrlicher Hoffnung aufgegangen ist? Der wüsteste und bedenklichste Reif, der über einen Frühling kommen kann?

Davor behüte uns Gott! Jetzt gilts. „Christen an die Front!" Christen, die glauben können und streiten können für ihren Glauben, Christen, die beten können und stärken können, was schwach werden will. Dann wirds gelingen, und Zeiten des Segens und des Aufschwungs werden uns geschenkt, deren wir von Herzen froh sein dürfen.

Das weiße Segel gehißt! Dann kommt gute Fahrt!



Sechs Ärzte und eine tote Königin.

Ein furchtbares Vermächtnis hinterließ die Königin Austrachilde von Burgund, als sie im Jahre 536 einer an sich unbedeutenden Wunde erlag. Sie war noch jung, als sie starb, erst 32 Jahre alt, hatte aber, wie man so sagt, immer „Haare auf den Zähnen" gehabt. 6 Ärzte bemühten sich vergebens, das Leben der jungen Königin zu retten. Als nun die Todesstunde nahte und der König sowie die 6 Ärzte ihr Sterbelager umstanden, bat die Königin, ihr Gemahl möchte die Ärzte herausschicken, da sie ihm ganz allein etwas zu sagen hätte. Als die Ärzte wunschgemäß das Zimmer verlassen hatten, sagte Austrachilde zu ihrem Gatten: „Lieber Guntram, wenn ich tot bin, tu mir den Gefallen und leg mir diese 6 Ärzte mit ins Grab." Der König versprach der Königin ihren letzten Wunsch zu erfüllen. Und er, der es sonst nie genau nahm mit der Erfüllung eines Versprechens, führte den letzten Willen seiner toten Gattin getreulich aus. — Ein Massengrab für 6 Medici umgab die Grabstätte der Burgunderlandesmutter. So schrecklich die Geschichte von den 6 Ärzten und der toten Königin ist, sie ist wahr.

Kugelsichere Unterhosen!

Ein Waffenfabrikant aus Marseille hat der dortigen Polizei einen größeren Posten kugelsicherer Unterhosen angeboten. Der Fabrikant erklärte dabei, daß man sich heute durch Westen und Helme gegen Kopf- und Brustverletzungen schützen könne; um so bedauerlicher sei es doch, daß die Polizisten zahlreichen schweren Verletzungen durch Bauchschüsse ausgesetzt seien. Die kugelsicheren Unterhosen ließen aber keinen Schuß durch.

Zahlenwunder.

I.

0×9+1=1
1×9+2=11
12×9+3=111
123×9+4=1111
1234×9+5=11111
12345×9+6=111111
123456×9+7=1111111
1234567×9+8=11111111
12345678×9+9=111111111

II.

123456789×8+9=987654321
12345678×8+8=98765432
1234567×8+7=9876543
123456×8+6=987654
12345×8+5=98765
1234×8+4=9876
123×8+3=987
12×8+2=98
1×8+1=9

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.